

Karl May und die »Silberbüchse«

Mit dem Namen Karl May verbindet sich traditionell der Wohnort »Radebeul bei Dresden«, was indessen für jeden Dresdner, der nicht aus Radebeul kommt, auf dasselbe hinausläuft. Die Stadt schließt sich elbabwärts so unauffällig an Dresden an, dass man sie wie einen Vorort wahrnimmt. Bereits zu Karl Mays Zeiten führte die Bahnlinie nach Leipzig an ihr vorbei, sodass sich Dresdner bequem dort ansiedeln konnten. Auch Karl May hatte, bevor er 1896 in Radebeul eine Villa erwarb, schon an die zwanzig Jahre in Dresden und Umgebung gelebt.

Von Mays erster Lebenshälfte, vor seinem Aufstieg zum viel gelesenen Schriftsteller, ist wenig Rühmlisches mitzuteilen. 1842 als Sohn eines Webers im späteren Hohenstein-Ernstthal geboren, wuchs er in recht ärmlichen Verhältnissen auf. Die Ausbildung zum Volksschullehrer, die ihm die Familie finanzierte, sollte ihn aus diesem Milieu herausführen, endete aber vorzeitig, weil er es mit Recht und Regel nicht immer genau nahm. Er machte einer verheirateten Zimmerwirtin unsittliche Anträge, erteilte unerlaubt Privatstunden und lieh sich Dinge aus, wie er es nannte, die ihm nicht gehörten. Nach einer sechswöchigen Gefängnisstrafe wegen einer mitgenommenen Uhr war für die Kultusbehörde sein Maß voll: er wurde aus der Liste der Lehramtskandidaten gestrichen. Ein zwar bescheidener, aber doch weiterführender Berufsweg war ihm damit unwiderruflich versperrt.

In seiner Selbstgewissheit verfiel er darauf, sich an hochstaplerischen Schwindeleien zu versuchen. Mit angemessenen Titeln und gefälschten Papieren ergaunerte er sich allerlei Wertgegenstände, wurde aber nach einiger Zeit gefasst und

im Alter von 23 Jahren zu vier Jahren »Arbeitshaus« verurteilt. Kaum entlassen, ging er jedoch nur frecher vor. Er gab sich als Beamter aus, der nach Falschgeld zu forschen hatte, und beschlagnahmte in etlichen Geschäften die Kasse. Nunmehr namentlich gesucht, konnte er nach wenigen Monaten aber wiederum ergriffen werden. Zur Vernunft kam er damit jedoch noch nicht. Als er zwecks Identifizierung zu seinen Opfern hingeführt wurde, nutzte er eine solche Gelegenheit zur Flucht. In Old-Shatterhand-Manier zerbrach er die »Eiserne Brezel«, wie Handschellen damals hießen, und lief seinen Bewachern davon. Da man ihm auch eine Pistole abgenommen hatte, galt er nun allerdings erst recht als gefährlich, und es wurde überall vor diesem »schlauem und raffinierten Freibeuter« gewarnt. Nach einem weiteren halben Jahr wurde er aber erneut gefasst, und man steckte ihn für vier Jahre ins Zuchthaus.

Was tut ein Zweiunddreißigjähriger nach zehn Jahren sozialer Abgesondertheit und obendrein gebrandmarkt als Krimineller? Karl May hatte schon während seiner Haftzeit zu schreiben begonnen, unterhaltsame Erzählungen, die er verschiedenen Verlegern anbot. So wurde der Dresdner Verleger Münchmeyer auf ihn aufmerksam und machte ihn für 600 Mark im Monat zum »Redakteur«. Das war aber erst ein Anfang. Münchmeyer erkannte bald, dass der junge Mann ein unübertreffliches Erzähltalent besaß. In kurzer Zeit konnte er Seite um Seite mit druckreif formulierten Geschichten füllen, immer originell, immer spannend, sodass er genau der Richtige für die Fortsetzungsromane war, »Kolportage« genannt, von denen der Verlag alle zwei Wochen ein Heft an sein Publikum ausliefern musste.

Karl May hat später beteuert, dass er sich mit Münchmeyer nicht eingelassen hätte, wäre ihm dessen Schund- und Schmutz-Handel gänzlich bekannt gewesen. Das war jedoch ebenso eine Unwahrheit wie seine Versicherung, etwelche Schlüpfrigkeiten in seinen Texten stammten nicht

von ihm, sondern seien Zutaten von Münchmeyer. Tatsächlich war er stolz und glücklich, so gut bezahlt zu werden, und an seinen späteren Romangespinsten etwas zu ändern hatte Münchmeyer weder die Zeit noch das Geschick. Natürlich aber wollte May, als er zu einem sittenstrengen Jugendautor aufgestiegen war, mit seinen Kolportage-Anfängen nicht mehr in Verbindung gebracht werden.

Die zehnjährige Schreibearbeit für Münchmeyer sollte gleichwohl zu einer lebenslangen Belastung für May werden. Als der Verlag im März 1900 in andere Hände überging, glaubte der Nachfolger, auch alle früheren Titel weiter drucken zu dürfen, während May nur eine begrenzte Auflage seiner fünf Fortsetzungsromane genehmigt zu haben meinte. Schriftliche Abmachungen darüber gab es jedoch nicht, sodass der Dissens zu einem schier endlosen Rechtsstreit führte. Einerseits verlangte May eine große Summe für frühere Zusatzauflagen, andererseits aber auch das Ende der Verbreitung, jedenfalls einer unter seinem Namen, weil bestimmte Teile darin nicht von ihm stammten. Der Widerspruch zwischen beidem, also Geldforderungen auf der einen und einer bestrittenen Urheberschaft auf der anderen Seite, öffnete juristischen Winkelzügen nun aber Tür und Tor. Beleidigungsklagen gingen hin und her, Eide wurden mit Meineidsklagen beantwortet, und über immer weitere Verwicklungen zog sich das Verfahren so in die Länge, dass weder May noch seine Gegner dessen Ende erlebten. Letztlich unterlag May aber auf der ganzen Linie. Seine Witwe erhielt noch nicht einmal zehn Prozent der beanspruchten Summe, und die Kolportage-Romane galten dennoch je später je mehr als Werke von ihm.

Als Autor bereits gefragt, heiratete May 1880 die vierzehn Jahre jüngere Emma Pollmer aus seinem Heimatort Ernstthal. Zuvor hatte er schon drei Jahre in Dresden mit ihr als »seiner Frau« zusammengelebt, eine bei ihrem »Vorleben« aber nicht weiter problematische Entscheidung. Un-

ehelich geboren und bei ihrem Großvater aufgewachsen, sagte man ihr in Ernstthal auch schon ein verheimlichtes Kind nach. May konnte ihr jedoch nicht entsagen. Die schöne Emma hatte Macht über ihn, er glaubte sie sogar im Besitz von hypnotischen Kräften. Wie sich nach und nach herausstellte, liebte sie eher Frauen als Männer und wollte von ihm nur ausgehalten werden. Eine Freundin sprach von ihrem »lieben, offenen Kindergesicht«, zu dem jeder Zutrauen fasste, während sie tatsächlich zu den schlimmsten Hinterhältigkeiten imstande wäre. Von Mays schriftstellerischer Arbeit hielt sie gar nichts und las auch nichts von ihm, brachte ihn aber mit ihren taktlosen Reden gern vor anderen in Verlegenheit. Sein rastloses Schreiben, sein ständiges Sichhinausträumen in eine Welt edler Männlichkeit, jedoch ohne Frauen, hat viel mit seiner demütigenden Ehe zu tun.

Gewohnt hat May in den Vorehe-Jahren in der späteren Tittmannstraße am Rand von Blasewitz, danach ein Stück weiter östlich in der heutigen Sebastian-Bach-Straße. In der Zwischenzeit musste er noch einmal für drei Wochen ins Gefängnis, weil er sich in einer Ermittlungssache um den Tod von Emmas Bruder als Amtsperson ausgegeben hatte. Seine Hauptbetätigung war aber längst das Schreiben. Für den *Deutschen Hausschatz*, ein in Regensburg erscheinendes katholisches Familienblatt, verfasste er die ersten Old-Shatterhand-Geschichten, ab 1881 Kara Ben Nemsis Orient-Abenteuer und in der Stuttgarter Zeitschrift *Für alle Welt* noch zwei Romane um Intrigen in deutschen Fürstenthümern. Der größte Brocken waren aber die Lieferungen für den Roman *Das Waldröschen*, die er seit 1882 für Münchmeyers Kolportage-Verlag vierzehntäglich abliefern musste.

Während May Tag und Nacht schrieb, holte Emma sich Gäste ins Haus, den Verleger Münchmeyer, dessen Frau, Freundinnen, Familienanhang, und alle aßen, tranken und

lärmten sie auf seine Kosten. Ein Umzug in die Johannstadt, in die heutige Mildred-Scheel-Straße, sorgte auf einige Zeit für Ruhe, weil sich der Hauswirt dort den Trubel verbat, nur legte sich Emma aus Ärger darüber leider mit diesem an. So zog man nach zwei Jahren wieder um, diesmal – 1887 – in das Viertel südlich des Hauptbahnhofes, Schnorrstraße 31. Dorthin kehrte die gefürchtete Unruhe aber zurück. Emma befreundete sich mit einer Frau, die fünf Kinder hatte und sie mitbrachte, sodass May mit seinen Schreibverpflichtungen erneut in Bedrängnis kam. Als er wegen Zahlungsausfällen sogar die Miete schuldig bleiben musste, war offensichtlich, dass es so nicht ging, und so wurde Ende 1888 entschieden, aus der Stadt wegzuziehen.

Die Wahl fiel auf Kötzschenbroda, später eingemeindet nach Radebeul, wo man mit mehreren Umzügen dann blieb. Bei der Anmeldung in der Lößnitzstraße 11, einem einfachen kleinen Haus, in dem auch die Besitzerin wohnte, erlaubte sich May etwas, das ihm jahrelangen behördlichen Ärger und noch länger öffentliche Häme eintrug: er gab sich als Dr. phil. aus. Privat geführt hatte er den Dokortitel schon länger, auf Visitenkarten oder bei Auskünften zu sich als Autor. Dass er ihn jetzt auch amtlich zu verankern versuchte, zeigt seine ganze Unkenntnis der öffentlichen Verhältnisse an. Mit dem Hochmut oder auch Übermut des Aufsteigers hielt er Titel und Ränge für bloßes Theater, einen von den Oberschichten ersonnenen Schwindel, von dem man sich nicht einschüchtern lassen durfte. Warum sollte er bei seinem Fleiß und Erfolg nicht ebenfalls einen Dokortitel führen?

Zunächst ging die Anmaßung noch durch. Als aber 1897 ein Gesamtadressbuch für *Dresden und seine Vororte* herauskam, begann man es genauer zu nehmen. Damals wohnte May schon in seiner eigenen Villa, Kirchstraße 5. In dem ihm für 1899 vorgelegten Adressbuchauszug stand im Unterschied zu den Jahren davor nur noch »May, Carl

F., Schriftsteller«. May verlangte die Beibehaltung des Titels, weil dessen Fehlen »schon zu Verwechslungen und Unzuträglichkeiten geführt« habe. Das war natürlich Unsinn, noch lag die Betitelung ja vor. Die Redaktion erkundigte sich aber und bekam polizeilich mitgeteilt, dass May ein »vorbestrafter Schwindler und Hochstapler« sei, der »unter der Flagge eines Doktor philosophiae segelt, ohne zur Führung dieses Titels berechtigt zu sein«. Nach Mays Kenntnis ging das Ganze auf eine Denunziation zurück, doch wusste er nun, dass die Dresdner Behörden über ihn informiert waren, und gab an dieser Stelle auf.

Privat verwendete er den »Dr.« aber weiter, und auch für *Kürschner's Literaturkalender* hielt er die Bezeichnung aufrecht. Als 1904 eine ihn über Gebühr lobende Broschüre herauskam, fand man sich beim *Dresdner Anzeiger* herausgefordert, auf gewisse Lücken darin hinzuweisen. Man lese nichts darüber, hieß es, dass der Autor etliche Jahre und Monate »in Deutschland in größter Zurückgezogenheit« verbracht habe, und auch darüber nichts, warum er einen Dokortitel führe, obwohl er »nie eine Universität besucht und nie ein Doktorexamen bestanden« habe. Das wollte May jedoch nicht auf sich sitzen lassen. In einem ganzseitigen »Offenen Brief«, den er auf eigene Kosten im November 1904 in mehreren großen Tageszeitungen abdrucken ließ, bezichtigte er den Verfasser Paul Schumann in höhnischer Form falscher Anschuldigungen. Auf die »Zurückgezogenheit« ging er nicht ein, wohl aber auf den Dokortitel.

Er besitze schon lange ein ausländisches »honoris causa«-Diplom, machte er geltend, zu dem ihm »vor einigen Jahren« der sächsische Kultusminister mitgeteilt habe, es gelte »überall, nur innerhalb Deutschlands nicht«, indessen habe »der Name Karl May einen größeren Wert als jeder derartige Titel«. Zwecks Tilgung im *Kürschner* einen »besonderen Antrag« zu stellen sei ihm aber nicht eingefallen, dazu sei ihm

»die Sache denn doch zu gleichgültig gewesen«. Wie er das für überzeugend halten konnte, wird immer erstaunlich bleiben. Die angebliche Behördenauskunft war für jeden, der Behörden kannte, die reine Absurdität, und über seine Behauptung, der Titel interessiere ihn nicht, konnte man nur lachen.

Es dauerte auch nicht lange, dass sich der Rektor der Dresdner Technischen Hochschule zu Wort meldete. Er habe wegen Anfragen an ihn das Ministerium kontaktiert und erfahren, dass May zwar tatsächlich 1903 ein amerikanisches Doktordiplom vorgelegt habe, doch hätte man seinem Wunsch nach Anerkennung nicht entsprochen. May warf daraufhin dem Rektor vor, er hätte das als Amtsperson nicht bekanntgeben dürfen, und übertrieb dabei so, dass dieser beim Ministerium nachfragte, ob er May nicht wegen Beleidigung anzeigen müsste. So handhabte er das jedoch immer. Anstatt eine Beanstandung begründet zu entkräften, versuchte er, weil er das in der Regel nicht konnte, der Gegenseite irgendein Fehlverhalten anzulasten. Jahre später, erst 1910, veröffentlichten die Zeitungen dann einen Befund des Dresdner Landgerichts, wonach hinter Mays Ehrenpromotion eine »Diplommühle der schlimmsten Sorte« steckte. Ein früherer Barbiergehilfe tarnte sich mit einer Chikagoer Institutsadresse und verfertigte Doktorurkunden gegen Bezahlung.

Dass man in der Titelfrage derart giftig hinter May her war, beruhte allerdings gar nicht auf dieser selbst. Es ging auf einen Anspruch zurück, der weniger leicht zu widerlegen, der für jeden Verständigen jedoch weit ärgerlicher war. Er lag in Mays Behauptung, dass er alles, was er erzählte, auch erlebt hätte. Als von 1892 an seine Abenteuer-Romane bei Fehsenfeld in Bamberg in Buchform herauskamen, also nicht mehr nur als Zeitschriften-Drucke, wurden sie rasch so populär, dass sich alle Welt für den Verfasser zu interessieren begann. Man wollte nichts anderes glauben, als dass er

selbst Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi sei. Es konnte ja wohl nicht sein, dass jemand sich das alles nur ausdachte. Karl May wie der Verlag wurden mit Anfragen zu weiteren Einzelheiten geradezu überschüttet, zu Winnetou und Nscho-Tschi, zu Sam Hawkens und Hadschi Halef Omar, und weil sich der Buchabsatz infolge dessen auf ungeahnte Weise beschleunigte, ging man auf die Illusion auch ein. Um Geld zu sorgen brauchte sich May fortan nicht mehr und sein Verleger lebte geradezu in Luxus.

Die zunächst im Reihentitel als »Reiseromane« bezeichneten Bücher wurden alsbald in »Reiseerzählungen« umbenannt, und May begann sich eine regelrechte Ersatz-Vita nach ihnen zurechtzulegen. 1897 erklärte er, bereits einundzwanzigmal in Amerika gewesen zu sein, während er aus Deutschland noch kaum herausgekommen war, und ebenso hatte er den Orient selbstverständlich schon zigmal bereist. In seinem Haus sammelte er angebliche Geschenke von all den Menschen, von denen er erzählte, und auch seine wunderbar treffsicheren Gewehre musste er natürlich vorzeigen können. Also ließ er sich 1896 von einem Büchsenmacher in der Dresdner Neustadt entsprechende anfertigen, erst den »Bärentöter« und Winnetous »Silberbüchse«, später noch den 25 Patronen fassenden »Henrystutzen«, der aber ein handelsübliches amerikanisches 18-Schuss-Gewehr war. Bekam er es mit Kennern zu tun, befand sich die Waffe gerade »zum Einschießen«, so wie er überhaupt alles vermied, was seine Legenden hätte infrage stellen können.

Für die »Silberbüchse« hatte er allerdings nicht mit der Aufmerksamkeit seiner Leser gerechnet. Da in *Winnetou III* der Apachen-Häuptling mit allen seinen Waffen am Hancockberg in Wyoming begraben wird, übrigens aufrecht auf seinem mitbegrabenen Pferd sitzend, das deshalb erschossen wurde, fragte man, wieso Winnetous Gewehr dann in Radebeul an der Wand hängen konnte. Das ließ sich aber erklären. Bei einem seiner Amerika-Besuche, so teilte May in

dem 1897 erscheinenden *Old Surehand* mit, sei er zufällig dazu gekommen, wie Sioux-Indianer das Gewehr aus Winnetous Grab zu stehlen versuchten. Er habe es deshalb an sich genommen und das in Amerika so bekannt gemacht, dass das Grab seither in Ruhe gelassen werde. Leider, so sein Seufzer, müsse er diese Mitteilung an einer Stelle machen, wo sie nicht hingehöre, also mitten in das Geschehen um Old Surehand hinein. Viele der Leser wollten jedoch nicht warten, bis er »in einem späteren Bande erzähle, wie die begrabene Silberbüchse wieder auferstanden« sei, und so greife er zu diesem »schriftstellerischen Fehler«.

Das Bestehen auf dem autobiografischen Charakter der Erzählungen verlangte nach weiteren Deutlichkeiten. So sollte Winnetou von 1842 bis 1874 gelebt haben, wobei May für den Todestag allerdings den Überblick verlor und verschiedene Angaben machte. Um Winnetous Tod selbst aber konnte es nicht feierlich genug zugehen, sogar ein *Ave Maria* textete und komponierte er für den Freund. Bei einem Vortrag über ihn in München im März 1898 bat der Vorsitzende des städtischen »May-Clubs« abschließend um ein »fünf Minuten währendes Trauer-Schweigen«, wie die Zeitungen berichteten, und May nahm mit Tränen in den Augen daran teil. 1908 erklärte er, Winnetous »wirkliches Testament« aufgefunden zu haben und machte daraus den Band *Winnetou IV*, und auch die in Winnetous Nachlass entdeckten »indianischen Erzählungen« wollte er herausgeben.

Mays Selbststilisierung als Old Shatterhand und Kara Ben Nemsis nahm dabei immer riskantere Formen an. Er ließ sich in entsprechenden Kostümen fotografieren, erklärte wer weiß wie viele Sprachen zu sprechen und kam von zunächst vierundzwanzig auf über dreihundert bis schließlich zu mehr als eintausend, wie 1897 eine Münchner Zeitung allen Ernstes berichtete. Auch über seine Körperkraft ließ er sich aus, machte Angaben zu Brustumfang und Händedruck und entblößte vor seinen Zuhörern gelegentlich

sogar den Oberkörper, um dort zu sehende Narben mit bestimmten Kämpfen zu erklären. Im zweiten Band von *Satan und Ischariot*, schon 1894, ging er so weit, sich für 1872 in Dresden zu verorten, obwohl er zu dieser Zeit im Zuchthaus Waldheim gesessen hatte. Der eine und andere fragte sich zwar, warum er nicht im damaligen Adressbuch stand, doch gegenüber dem mitgeteilten Ereignis, einem Kurzbesuch Winnetous, fiel das nicht ins Gewicht. Winnetou in Dresden! Da fehlte nur, dass er ihn vor die *Sixtinische Madonna* geführt hätte. Doch er muss erkannt haben, dass jede weitere Ortsanbindung des Guten zu viel gewesen wäre, und ließ den Apachen mit sich zusammen schon am nächsten Tag über Italien weiter nach Kairo reisen.

Bei Mays außerordentlichen Erfolgen blieb nicht aus, dass sich auch seriöse Zeitungen mit seinem Werk befassten. Den Anfang machte die *Frankfurter Zeitung*. Fedor Mamroth, der verantwortliche Redakteur, nannte May im Juni 1899 einen Autor von Begabung und Talent, lobte seine spannende Erzählweise, hob als Verdienst seine Beschreibungen ferner Länder und Kulturen hervor, kam aber doch zu dem Befund, dass alle seine Schriften »nach einer bestimmten Schablone zurechtgemacht« seien. Immer sei der Erzähler »der beste, tapferste, geschickteste, klügste Mensch«, der sich denken lasse, sodass er aus allen seinen Abenteuern, selbst den unerhörtesten, siegreich hervorgehe. Schon »widerwärtig« sei allerdings die »süßlich-frömmelnde Propaganda für den wahren Glauben«, die dem Geschehen beigemischt sei, und bedenklich dessen häufige Rohheit. Indessen sollte man in dieser Hinsicht nicht zu kleinlich sein, jede junge Generation habe solche Bücher gelesen und geliebt. »Das aber«, schließt Mamroth seine Kritik ab, »was wir unter gar keinen Umständen schweigend ertragen können, das, was alle sonstigen Eigenschaften des Erzählers Karl May in unseren Augen total entwertet, – das ist der Kultus der Unwahrheit«, den er pflüge, seine Behauptung, dass

er alle diese Abenteuer auch erlebt habe. Das mache seine Erzählungen »unmoralisch im strengsten Sinne dieses viel missbrauchten Wortes«.

May befand sich zu dieser Zeit im Orient, auf der einzigen Fernreise, die er bis dahin gemacht hatte, und konnte, von Freunden informiert, unmittelbar entkräften, dass er aus Deutschland nie herausgekommen sei. Was sonst er nach seiner Rückkehr in mehreren langen Artikeln zu erwidern hatte, war jedoch dürftig. Es lief ausschließlich darauf hinaus, dass man ihm das Nichterlebte seiner Abenteuer nicht beweisen könne. Die *Frankfurter Zeitung* druckte etliche Einsendungen von Lesern ab, die in den von ihm beschriebenen Gegenden gewesen waren und auf massive Fehler in seinen Schilderungen hinwiesen. May tat weiter nichts, als ihnen ihre Kenntnisse zu bestreiten, ihre Aufenthalte zu bezweifeln oder sie gar der Lüge zu bezichtigen. Von seinem autobiografischen Anspruch jedoch wich er kein Jota ab.

Dass er damit Öl ins Feuer goss, wusste er wohl, aber in einer Art kindlichem Trotz glaubte er offenbar, bei der immer noch wachsenden Zahl seiner Leser aller Kritik die Stirn bieten zu können. Womit er jedoch sicherlich nicht gerechnet hatte: dass man regelrecht Jagd auf ihn zu machen begann. Als nächste Zeitung schoss sich die *Kölnische Volkszeitung* auf ihn ein. Der Redakteur Hermann Cardauns erklärte May wegen der von ihm behaupteten Erlebnisgrundlage zu einem »literarischen Hochstapler«, verlegte sich ab 1902 aber hauptsächlich darauf, Mays Kolportage-Romane anzuprangern. Das *Waldröschen* nannte er eine »unendliche Bordellgeschichte – oft bis zur Unerträglichkeit ausgemalt«, sodass man den Zweck, die »Befriedigung der niedrigsten Instinkte«, mit Händen greifen könne. May konterte nur wieder mit dem Argument, dass alles Unsittliche in dem Roman nicht von ihm stamme, konnte die Schädigung seines Ansehens aber nicht aufhalten.

Noch mehr allerdings litt sein Ruf, weil sich auch sein Bekenntnis zum Katholizismus als unwahr herausstellte. Der *Deutsche Hausschatz*, zu dessen Autoren er seit 1885 gehörte, legte großen Wert darauf, von tadelloser katholischer Gesinnung zu sein, und so hatte auch May ein »k.« in den Angaben zu sich für ratsam gehalten. Nunmehr erpapt, machte er die Sache jedoch nur schlimmer. Er erklärte, die Konfession sei eine Sache der inneren Einstellung, nicht der Kirchengemeinde, und wie es in seinem Inneren aussehe, wisse nur er selbst. Wie die katholische Öffentlichkeit das aufnahm, kann man sich denken. Die *Hausschatz*-Redaktion kündigte ihm im Juni 1903 mit der Begründung, er habe »seit Jahren neben seinen Reiseerzählungen auch Kolportageromane der unsittlichsten Art geschrieben«, und seine Reisebücher seien »nur Phantasieerzeugnisse und nicht aufgrund wirklicher Erlebnisse entstanden«.

Hatten diese Ablehnungen immerhin noch eine sachliche Grundlage, so griffen andere May aus reiner Gehässigkeit an. Der Übelste unter ihnen war der Journalist Richard Lebius, sein Feind geworden, weil er ihm einmal einen privaten Kredit verweigert hatte. Lebius wusste etwas von Mays Freiheitsstrafen und wollte ihn damit bloßstellen. Im März 1905 veröffentlichte er einen Artikel in der Dresdner *Sachsenstimme*, der geradezu darauf angelegt war, ihn herauszufordern. Er stellte ihn als einen Autor vor, in dessen Wesen man einen »kriminellen Grundzug« ausmachen könne. Früher habe er »viele Jahre« im Zuchthaus gesessen, heute sei er ein »Hochstapler auf dem Gebiet der deutschen Jugendschriftstellerei«. Er behaupte nämlich, »seine Indianergeschichten selbst erlebt zu haben«. Außerdem habe er die Öffentlichkeit zu seinem Dokortitel belogen.

Wie bezweckt, verklagte May Lebius wegen Beleidigung und gab sich damit eben die Blöße, auf die Lebius gewartet hatte. Da May seinen Anwalt in seine Vorstrafen nicht eingeweiht hatte, versicherte dieser vor dem Amtsgericht voll-

mundig – schon damals in dem Haus am Sachsenplatz –, sein Mandant habe sich nie etwas zu Schulden kommen lassen, die behaupteten Zuchthausaufenthalte seien eine »elende Verleumdung«. Das konnte der Richter natürlich nicht hinnehmen. Erregt mit der Hand auf den Tisch schlagend erklärte er, vor Gericht gehe es immer noch um die Wahrheit, ließ sich Mays Strafakte bringen und begann aus ihr vorzulesen. Bevor der Anwalt noch eingreifen konnte, waren Mays Zuchthausaufenthalte »gerichtsfest« bekannt gegeben und konnten fortan gegen ihn ins Feld geführt werden. Den Strafantrag gegen Lebius zog May zurück.

Zu dieser Zeit hatte sich Mays persönliche Situation eigentlich entspannt: er hatte sich von der ihn immer verächtlicher behandelnden Emma scheiden lassen. Nicht unbeteiligt daran war die ihr als Ehefrau nachfolgende Klara Plöhn, zehn Jahre jünger als Emma, verwitwet und mit den Mays seit vielen Jahren befreundet. Weil es bei der Scheidung 1903 nicht mit rechten Dingen zugegangen war, entwickelten sich aber auch aus dieser Konstellation Streitigkeiten. May hatte gegen die Zusicherung einer Rentenzahlung erreicht, dass Emma alle Schuld am Scheitern der Ehe auf sich nahm und sogar der Verhandlung noch fernblieb. Nichts fürchtete May mehr, als dass sie vor Gericht aussagen würde. Nicht nur kannte er ihre unverblühte Redeweise, auch dass ein Dienstmädchen 1890 ein Kind von ihm bekommen hatte, wäre mit der Versicherung ihrer Alleinschuld schlecht in Einklang zu bringen gewesen.

Gemäß seinen Auflagen musste Emma aus Radebeul wegziehen, bezeichnete sich in Weimar aber rechtswidrig weiter als seine Frau. Das konnte May natürlich nicht dulden und neue Auseinandersetzungen folgten. Sie kamen auch Lebius zu Ohren, der weiter nach Munition gegen May auf der Suche war. Es gelang ihm, Emma auf seine Seite zu ziehen und sie zur Herausgabe von allerlei Papieren zu bewegen. Mit ihnen veranlasste er eine Meineidsklage

gegen May und seine Frau, die Emmas Schuld an der Scheidung ja hatten beiden müssen. Zwar sprach das Dresdner Landgericht das Ehepaar 1908 mangels Beweisen frei, doch Lebius hatte so viel Abtrüglisches über May erfahren, dass er ihn fortlaufend weiter angreifen konnte. Er bezeichnete ihn als familiär verdorben, sogar geisteskrank, und nannte ihn einen »geborenen Verbrecher«.

Dagegen musste May wiederum klagen und geriet so – neben dem Urheberrechtsstreit – in eine zweite Prozessfolge hinein. Zwar erreichte er im Dezember 1911, dass Lebius zu einhundert Mark Geldstrafe verurteilt wurde, kam aber unter der Fülle der Anschuldigungen, oftmals auch falschen, gesundheitlich immer mehr herunter. Zusätzlich brockte er sich allerdings auch selbst noch eine Serie von Prozessen ein. Er verklagte jeden wegen Beleidigung, der einen der Lebius'schen Vorwürfe wiederholte. Ein Berliner Pressebüro sammelte für ihn die Belege, und er ging vor Gericht. Im Frühjahr 1911 führte er gegen ein Dutzend deutscher Zeitungen Prozesse, bot mehr als fünfzig Zeugen dafür auf und hastete zwischen Berlin und München, Stettin und Bonn zu Terminen hin und her. Auf einer Verurteilung der Beleidiger bestand er meistens aber gar nicht. Es genügte ihm, dass die Zeitungen sich verpflichteten, künftig nichts mehr gegen ihn zu veröffentlichen, und er übernahm sogar die Prozesskosten.

Die zahllosen öffentlichen Bloßstellungen und Prozessberichte untergruben Mays Ansehen aber mehr und mehr. Allein, dass er in die Nähe der allseits befehdeten »Schund-und-Schmutz-Literatur« gekommen war, reichte für seine Ablehnung aus. Seine Bücher wurden aus Schulbibliotheken entfernt und aus Lektürelisten gestrichen, und natürlich ging auch der Buchabsatz zurück. Sein Verleger riet ihm zur schonungslosen Offenlegung seiner Irrwege, das könnte »Tausende« wieder zu ihm zurückführen, auch wenn sich alles wohl nicht würde heilen lassen. »Das Volk hat ja nicht den Schriftsteller geliebt – sondern den